



WAS ANS LICHT KOMMT



Christoffer Carlsson
Kriminalroman



Christoffer Carlsson

Was ans Licht kommt

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen von Ulla Ackermann

Über dieses Buch

Im Februar 1986 erhält die Polizei einen Anruf von einem Mann, der behauptet, eine Frau außerhalb der Kleinstadt Tiarp vergewaltigt zu haben. *Ich werde es wieder tun*, sagt er, bevor die Leitung unterbrochen wird. Schweden steht nach dem Mord an Ministerpräsident Olof Palme in der gleichen Nacht unter Schock.

Für den Polizisten Sven Jörgensson und seinen Sohn Vidar wird dies eine entscheidende Zeit in ihrem Leben sein. Während Vidar versucht, seinen Weg durch die Pubertät und in den Beruf seines Vaters zu finden, ist Sven von dem Fall besessen, der ihn für den Rest seiner Karriere verfolgen wird. Zwei weitere junge Frauen fallen dem Tiarp-Mann zum Opfer, ohne dass die Polizei ihn aufhalten kann. Dann wird Sven krank und stirbt, der Fall bleibt ungelöst.

Jahrzehnte später taucht die Geschichte über die brutalen Morde unerwartet wieder auf, als dem ehemaligen Polizisten Vidar Jörgensson zugeschrieben wird, den Fall des gefürchteten Tiarp-Mannes endlich aufgeklärt zu haben. Doch bald wird klar, dass nicht alles so ist, wie es scheint. Es braucht den unerbittlichen Verstand eines heimgekehrten Schriftstellers, um die komplizierten Familienbande zurückzuverfolgen, die Teile des Puzzles zusammensetzen. Dabei deckt er langsam

Schichten der Wahrheit über ein Verbrechen auf, auf das es keine einfachen Antworten gibt.

«Was ans Licht kommt» ist ein elegant konstruierter Kriminalroman über Schuld und Verantwortlichkeit, in dem eine Besessenheit vom Vater an den Sohn weitergegeben wird. Der meisterhafte Stilist und angesehene schwedische Kriminologe Christoffer Carlsson spielt mit dem Genre, als wäre der Roman ein fiktionales True-Crime-Drama, das seinem namenlosen Autor erlaubt, die Ereignisse der Vergangenheit neu zu erfinden. Die Jagd nach der Wahrheit dient als Motor in dieser umfangreichen und komplexen Erzählung über Verzweiflung und Selbstbetrug und letztlich den Willen, in einer Welt voller Dunkelheit nach Licht zu suchen.

Vita

Christoffer Carlsson, geboren 1986, wuchs an der Westküste Schwedens auf und promovierte an der Universität Stockholm in Kriminologie. 2012 wurde er mit dem *Young Criminologist Award* ausgezeichnet. Carlsson arbeitet als Professor für Kriminologie in Stockholm. Für seinen Debütroman «Der Turm der toten Seelen» erhielt er 2013 als jüngster Preisträger mit 27 Jahren den Schwedischen Krimipreis. Sein Roman «Unter dem Sturm» war 2019 für den Schwedischen Krimipreis nominiert und stand auf Platz 1 der schwedischen Bestsellerliste, ebenso sein aktueller Roman «Was ans Licht kommt».

Ulla Ackermann studierte Skandinavistik, Germanistik und Anglistik in Münster/Westfalen und Lund. Nach dem Studium lebte sie mehrere Jahre in Stockholm. Seit 2015 arbeitet sie als freie Übersetzerin in Kiel und übersetzt vorwiegend Belletristik aus dem Schwedischen und Norwegischen. Unter anderem gehören die Kriminalromane von Anna Tell, Bo Sverström und Anders Roslund zu den von ihr übertragenen Titeln.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel «Brinn mig en sol» bei Albert Bonniers Förlag, Stockholm.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, August 2022

Copyright © 2022 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Brinn mig en sol» Copyright © 2021 by Christoffer Carlsson

Redaktion Justus Carl

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung und -abbildung Hauptmann & Kompanie

Werbeagentur, Zürich

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender

Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-00623-2

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Für Ida

Ein jegliches hat seinen Platz.

Ein jegliches hat seine Zeit.

Das Leben hat seine Zeit und das Sterben.

Der Sommer und der Winter.

Anpflanzen, Ernten.

Träumen, Wachen,

Aufbrechen und Heimkehren.

Der kälteste aller Winter hat seine Zeit,

der Sommer und die Wärme,

und die stürmischste aller Verliebtheiten

und die Liebe haben ihre Zeit.

Entfache mir eine Sonne bei Nacht,
du, welcher mir Dunkelheit schenken soll.

Elsa Grave

I

Rückkehr

Halland, 2019

1.

Es war der Sommer, in dem Evy Carlén schwer erkrankte und verstand, dass sie bald sterben würde, als sie mir anvertraute, dass sie wusste, was Sven Jörgensson und seinem Sohn Vidar oben in Tiarp widerfahren war.

Wir kannten uns erst einige Wochen. Ich wusste, dass Evy Polizistin gewesen und ein paar Jahre nach ihrer Pensionierung in das Haus nahe Tofta gezogen war. Ihr Mann Ronnie lebte nicht mehr, und als Witwe widmete sie ihre freie Zeit dem hübschen Garten rings um ihr Haus. Es lag etwas weiter oben im Wald. So begegneten wir uns.

Seit meiner Rückkehr lebe ich sehr zurückgezogen. So möchte ich es haben. Ich habe die vierzig überschritten, und meine Tage beinhalten weder Kinder, Frauen noch andere ablenkende Dinge. Ich verbringe meine Zeit mit Lesen oder

Schreiben. Einmal in der Woche setze ich mich ins Auto, erledige Besorgungen, gehe in die Buchhandlung oder besuche meine Eltern. Sie sind inzwischen über siebzig. Hin und wieder fahre ich nach Lund, wo mein Bruder arbeitet und mein Verleger halbtags anzutreffen ist. Viel mehr unternehme ich nicht. Wenn ich Lust habe, laufe ich zur Haltestelle am Väjövägen und nehme den Bus in die Stadt, um mich mit einem alten Bekannten auf eine Tasse Kaffee oder ein Bier zu treffen. Doch das kommt immer seltener vor.

Die einzige Regelmäßigkeit in meinem Leben, abgesehen vom Lesen und Schreiben, ist das Spaziergehen. Während meiner Jahre in Stockholm bin ich – außer, wenn ich irgendwohin unterwegs war – so gut wie nie zu Fuß gegangen. Hier laufe ich fast jeden Tag mehrere Kilometer. Ich weiß nicht genau, warum, aber ich brauche das. Neben dem Glas Whisky, das ich mir einmal in der Woche nach einem besonders produktiven Arbeitstag gönne, sind Spaziergänge eine der wenigen Belohnungen, die ich mir herausnehme.

Das erste Mal begegnete ich Evy Ende Juni. Die alte Dame stand mit einem Sack Pflanzerde vor sich im Garten. Die Stille der Umgebung machte es ihr leicht, mich zu bemerken, als ich den Weg entlangkam. Sie hob den Kopf, sah mich, nickte und lächelte.

«Wohnen Sie nicht seit kurzem in dem Haus am Ende der Straße, in dem gelben?»

«Ja, ich bin vor ein paar Wochen hergezogen», bestätigte ich.

«Wo haben Sie vorher gewohnt?»

«In Stockholm. Aber ich bin hier aufgewachsen.»

«Ich habe Sie schon öfter hier vorbeigehen sehen.»

«Es ist eine schöne Strecke.»

«Ja, vielleicht. Man selbst sieht es gar nicht mehr.» Sie trat an den Gartenzaun und streckte mir die Hand entgegen. «Ich heiße Evy.»

Nachdem ich mich vorgestellt hatte, sagte sie: «Ach ja, richtig. Sie schreiben Bücher, nicht wahr?»

«Ja», sagte ich, obwohl ich, seit ich hier war, kein einziges Wort zu Papier gebracht hatte. «So ist es wohl.»

«Ich muss gestehen, ich habe nichts von Ihnen gelesen.»

«Das muss man auch nicht. Wohnen Sie schon lange hier?»

«Bald fünfzehn Jahre. Mein Mann und ich haben das Haus für uns gekauft. Jetzt bin nur noch ich übrig. Ich habe natürlich darüber nachgedacht, es zu verkaufen», fuhr sie fort, als wäre das eine Frage, die sie oft zu hören bekam. «Aber wohin sollte ich schon gehen mit meinen achtzig Jahren? Ich werde wohl einfach weiterleben, schätze ich.»

Bei unserer nächsten Begegnung, etwa eine Woche später, lud sie mich auf eine Tasse Kaffee ein, und wir tauschten unsere Telefonnummern aus. Wir saßen in Evys Küche. Sie hatte von einem ihrer Enkel ein neues Handy geschenkt bekommen, und ich zeigte ihr, wie man die Weckfunktion einstellte.

Gelegentlich besuchte sie auch mich. Wir tranken Wein, plauderten, spielten Karten und leisteten einander Gesellschaft.

Sie erzählte mir Episoden aus ihrem Leben als Polizistin, urkomische und tragische Geschichten von Verbrechern, Junkies, Opfern und Angehörigen. Wie ungewöhnlich es damals war, als Frau bei der Polizei zu arbeiten, und andererseits auch nicht. Sie kramte ein Album hervor und zeigte mir Fotos von ihrem verstorbenen Mann Ronnie, von ihren Kindern und Enkeln, von ihrem Bruder Einar. Ich erzählte ihr, dass ich in mein Elternhaus gezogen war, dass ich versuchte, es zu renovieren, aber nicht recht wusste, wie. Ich erwähnte meine Schreibblockade und dass mir der Stoff zum Schreiben schon lange ausgegangen war.

«Das klingt einsam. Ich meine, Sie. Sie kommen mir einsam vor.»

«Sie mir auch», erwiderte ich.

Evy kicherte vergnügt.

«Das ist nicht dasselbe.»

Ihre Augen waren aufgeweckt und auf eine verblüffende Art entwaffnend, als wäre ihr Blick eine Kunst, die sie kultiviert und die ihr wertvolle Dienste geleistet hatte bei all ihren Aufeinandertreffen mit jenen, die in die Fänge der Ordnungsmacht geraten waren. Es sollte noch eine Weile dauern, bis ich dahinterkam, dass sie trotz ihres souveränen Hintergrunds jahrelang geraucht und ihre Nerven nachts mit Gin beruhigt hatte, um durchzuhalten.

Dann, eines Tages Anfang August, geriet etwas durcheinander. Evy wachte zeitig auf und fühlte sich seltsam. Mit ihrem

Gleichgewicht stimmte etwas nicht. Beim Kaffeekochen wurde ihr schwindelig, und als sie in die Diele hinauswankte, musste sie sich an der Wand abstützen, weil sich die Dinge ringsum sonderbar neigten. Übelkeit stieg in ihr auf. Sie stellte sich vor den Garderobenspiegel, streckte sich und lächelte, obwohl ihr nicht danach zumute war. Ein Mundwinkel blieb starr. Ihr Gesicht wirkte schief. Sie hob die Arme und wollte bis zehn zählen. Als sie jedoch einen Arm wieder herabsinken sah, brach sie ab, wankte zu einem Sessel und wählte die 112.

«Mein Name ist Evy Carlén. Es ist ein schöner Morgen. Rede ich klar und deutlich?»

«Entschuldigung», sagte die Telefonistin am anderen Ende der Leitung. «Was haben Sie gesagt? Ich habe Sie nicht verstanden. Wie heißen Sie?»

«Mein Name ist Evy Carlén, und ich sagte: *Es ist ein schöner Morgen. Rede ich klar und deutlich?*»

«Ich sehe, dass Sie aus Norteforsen bei Tofta anrufen. Norteforsen 195, ist das korrekt? Wie heißen Sie? Ich verstehe Sie kaum.»

«Wenn das so ist.» Evy seufzte. «Dann kommen Sie wohl besser her.»

Mit dem Handy in der Hand schleppte sie sich zur Haustür und schloss sie auf, damit die Sanitäter hereinkommen konnten, dann sank sie zu Boden, der Weg zurück war zu weit. Als der Rettungswagen eintraf, war sie nicht mehr bei Bewusstsein.

Ich erfuhr, dass Evy einen Schlaganfall gehabt hatte. Und als sie im Krankenhaus wieder zu sich kam, konnte sie weder sprechen noch sich an irgendetwas erinnern. Alles, was sie tat, war zu weinen. Es vergingen Tage, bis sie etwas sagte, und als sie es schließlich tat, nannte sie einen Namen. Aber nicht etwa den ihres verstorbenen Ehemanns oder den ihrer Freundin, mit der sie sich hin und wieder im Kupan traf, es war auch nicht der Name ihres Bruders Einar oder der eines ihrer Kinder oder Enkelkinder. Sie sagte: «Sven Jörgensson.»

Und dann brach sie abermals in Tränen aus.

Zu diesem Zeitpunkt musste sie verstanden haben, dass ich nicht ganz ehrlich zu ihr gewesen war, dass ich sie im Grunde getäuscht hatte. Aber was hätte ich tun sollen. Als Evy den Schlaganfall erlitt, hatte mein Leben begonnen, um das zu kreisen, was in jenem lange zurückliegenden Frühlingwinter in Tiarp geschehen war. Moralisches Leid ist von besonderer Art. Es kann die Starken genauso treffen wie die Schwachen, und weder Operationen, Schmerzmittel noch künstliche Beatmung bringen Linderung. Moralischer Schmerz ist anders beschaffen. Dagegen gibt es nur zwei Mittel: sich langsam aufzehren zu lassen oder mit drastischen Maßnahmen einen Befreiungsversuch zu unternehmen.

Das sollte ich von Evy lernen.

2.

Als Kind sah ich Sven Jörgensson mehrmals in der Woche. Wenn man in einem Ort wie Tofta aufwächst, ergibt sich das von selbst. Man erfährt so einiges über alle und jeden, ohne großartige Anstrengungen unternehmen zu müssen.

Ich, mein Bruder Rasmus und unsere Eltern wohnten in der Nähe des Toftasjön an der Landstraße in Richtung Simlångsdalen. Ab meinem zehnten Geburtstag, im Jahr 1986, fuhr ich mit dem Schulbus in die Snöstorpsskolan. Jeden Morgen stellte ich mich unten an die Straße vor die Briefkästen und wartete darauf, dass der alte orange-weiße Bus in der Kurve nach Skedala auftauchte. Der Name des Busfahrers fällt mir nicht mehr ein, aber es war immer derselbe schütterhaarige und schweigsame Mann. Er kam mit dem Bus aus dem Stadtzentrum angefahren, hielt bei uns an und setzte seinen Weg dann Richtung Marbäck fort, bis er an Toftas Hofatelier wendete, die Landstraße in entgegengesetzter Richtung zurückfuhr und die Abzweigung nach Snöstorp nahm.

Mein Bruder ist drei Jahre jünger als ich, und nach seiner Einschulung warteten wir zu zweit vor den Briefkästen unten an der Straße. Nie habe ich mich so erwachsen gefühlt, wie wenn ich frühmorgens neben ihm stand, die Straße im Auge behielt und aufpasste, dass er nicht zu weit auf die Fahrbahn hinaustrat, dass an dunklen Herbst- und Wintermorgen die

reflektierenden Streifen an seinem Anorak zu sehen waren und dass er alle Schulsachen eingepackt hatte. Bei kleinen Siebenjährigen konnte man schließlich nie wissen.

Bei diesen Gelegenheiten sahen wir Sven Jörgensson. Er kam mit dem Auto oben aus Marbäck, in Uniform und ein müdes Gesicht gekleidet, eine Zigarette im Mundwinkel und das Seitenfenster ein Stück heruntergekurbelt, dem Morgen entgegenblinzelnd, als stünde ihm eine harte Prüfung bevor, von der wir Kinder noch nichts wussten. Manchmal saß er in einem Streifenwagen, aber meistens fuhr er sein eigenes Auto, einen roten Volvo-Kombi. Dann war es schwieriger, ihn von weitem zu erkennen, aber es ging.

Eines Morgens, als Svens Volvo an uns vorüberfuhr, schnappten wir nach Luft. Eine klebrige rote Masse war vom Autodach geflossen, an Scheiben und Kotflügel hinuntergetropft, und erstarrt. Mein Bruder und ich gerieten vor Aufregung völlig aus dem Häuschen. Den ganzen Schulweg über rätselten wir, was vorgefallen sein könnte, wisperten uns Geschehnisse ins Ohr und diskutierten Szenarien, eines abenteuerlicher als das andere. Vielleicht hatte Sven einen Dieb geschnappt und ihn verwundet. Oder ihn erschossen. Wir wussten, dass Sven eine Pistole trug, das taten alle Polizisten. Oder er hatte auf dem Autodach mit jemandem gekämpft, der ganz offensichtlich verloren hatte, vielleicht einem Dieb, der versucht hatte, mit der wertvollen Beute zu fliehen. Möglicherweise hatte Sven den Kerl mit seinem Schlagstock halb totgeprügelt.

Als wir abends unserem Vater davon erzählten, der schon damals ein Mann mit Humor war, reagierte er genauso elektrisiert wie wir.

«Ein Kriminalfall, in unserer Nähe! Vielleicht war es das, was ich heute Nacht gehört habe. Den Schuss also.»

«Schuss?» Ich sah meinen Bruder an. «Welchen Schuss?»

«Ich bin heute Nacht so gegen drei Uhr aufgewacht. Ihr wisst doch, dass man manchmal träumt und Traum und Wirklichkeit sich vermischen?»

«Ja», sagte mein Bruder mit kugelrunden Augen.

«Ich weiß noch, dass ich von einer Tür geträumt habe, die mit einem lauten Knall zuschlug.» Vater zwinkerte und senkte die Stimme. «Vielleicht war das Türknallen in Wirklichkeit Sven, der auf den Dieb geschossen hat.»

Gebannt hingen wir an Vaters Lippen, bis unsere Mutter demonstrativ den Kopf zur Seite neigte und müde lächelte. Da lachte er auf, und mit einer Stimme, in der plötzlich kein bisschen Phantasterei und Sensationslust mehr mitschwang, sondern der schnöden väterlichen Realität Platz machte, sagte er, ja, es sei natürlich nicht ausgeschlossen, dass Sven einen Dieb gefasst habe, dass auf dem Autodach ein Handgemenge aus dem Ruder gelaufen sei oder ein anderes unserer Szenarien zutreffe. Aber, fuhr er fort, Sven sei früher Jäger gewesen. Heute jage er nicht mehr, er hatte seine Waffen und seine Ausrüstung abgegeben, aber er hielt noch immer Kontakt zu Lennart Börjesson, Göran Lundgren und anderen Jägern oben im Dorf. Manchmal half er ihnen mit erlegten Tieren. Vor zwei

Tagen hatten sie einen Elch geschossen, und Sven hatte das tote Tier auf seinem Autodach transportiert, weil es auf keinen anderen Wagen gepasst hatte, und die Plane, in die sie den Elch eingehüllt hatten, war undicht gewesen.

Natürlich waren wir enttäuscht. Aber es wäre, wenn man es recht bedenkt, vollkommen untypisch für Sven gewesen, auf einen Menschen zu schießen oder ihn auch nur zu schlagen, selbst dann, wenn dieser Mensch ein Dieb war. Sven war schließlich Sven. Wir winkten ihm immer zu, sobald er morgens angefahren kam. Manchmal winkte er zurück. Dann konnte man ein Lächeln um seine Lippen spielen sehen, kein breites, dann hätte er seine Zigarette verloren, aber unverkennbar ein Lächeln.

Im Umkreis von Marbäck und Tofta gab es damals zwei Kfz-Mechaniker. Der eine war Peter Nyqvist im Svanådvägen, oben im Dorf, der andere mein Vater. Er arbeitete bei Rejmes in Halmstad, hinter Sannarp direkt gegenüber der Feuerwache. Ging ein Wagen in der Umgebung kaputt, wandte man sich an ihn oder Peter, um eine erste Einschätzung vom Ernst der Lage zu erhalten, besonders im Sommer und am Wochenende. Das Auto in eine Werkstatt zu bringen, war ein Unterfangen für sich, da war es gescheiter – und billiger –, mein Vater oder Peter begutachteten den Schaden zuerst. Ich weiß nicht, wie oft ich frühmorgens aufwachte, weil das Telefon schellte, Vater aufstand und mit schlaftrunkener Stimme sagte *Hallo, Göran* und *Oh, verdammt, das klingt übel* und *Ja, ich bin zu Hause, kein Problem, kannst du den Wagen herbringen?*

Wir gewöhnten uns daran, dass in unserer Einfahrt Autos standen, die nicht uns gehörten, aufgebockt und mit geöffneter Motorhaube, unser Vater rücklings auf einer abgenutzten Schaumgummiplatte, die ursprünglich einmal gelb gewesen war, mittlerweile aber eine dunkelbraune Patina aus Öl und Dreck angenommen hatte. Zweimal, erinnere ich mich, gehörte das Auto Sven Jörgensson. Ich weiß nicht mehr, wie das Wetter an jenen Tagen war, was an dem Auto kaputt war, ob mein Vater es reparieren konnte oder ob er Kenneths Abschleppdienst rufen musste. Das, was mir in Erinnerung geblieben ist, ist Sven.

Svens Kinn war kantig und breit wie ein Schaufellader. Er hatte Hände so groß wie Vorschlaghämmer, muskulöse Schultern und schütteres Haar, und von der unausgewogenen Ernährung im Dienst und dem Bier, das er abends gerne trank, wölbte sich sein Bauch leicht über den Hosenbund. Von seiner äußeren Erscheinung glich er eher einem Bauern als einem Polizisten. Aber alle wussten, dass er Polizist war. Das machte ihn aus. Mein Bruder und ich standen am Fenster oder hockten auf der Vordertreppe und beobachteten genau, wie er sich bewegte, wie er redete, wie er in einer Hand eine Zigarette hielt und die andere auf dem Gürtel seiner Jeans ruhen ließ, als vermisse er das Holster, das dort sitzen musste, damit alles an Ort und Stelle war. Während Vater das Auto in Augenschein nahm, redeten sie über ihre Häuser, anstehende und abgeschlossene Renovierungen, über Autos, Urlaubsreisen, Fußball, Breared gegen Snöstorp, die Partie war 1:2

ausgegangen, was es in Marbäck Neues gab und in Tofta, und über uns. Die Kinder.

Sven und seine Frau Bibbi hatten einen Sohn, Vidar. Vidar war genau wie sein Vater, groß und kräftig und hilfsbereit. Er ging aufs Gymnasium, spielte als Stürmer beim FC Breared, hackte Holz, als sei er schon ein ganzer Kerl, und war bei allen beliebt. Wir sahen ihn manchmal im Dorf und hörten die Leute oft von ihm reden. *Der konnte nicht mal Vidar Jörgensson beikommen, weißt du, wir mussten eine Firma aus der Stadt beauftragen*, sagte Bauer Andersson und nickte mit dem Kopf in Richtung einer außergewöhnlich großen Fichte, die am Rand seiner Kuhweide lag. *Teufel noch eins, seht ihr, jetzt seid ihr in der Nähe von Vidar Jörgenssons altem Rekord*, platzte es aus unserem Sportlehrer heraus, als er beim Hochsprung die Latte andächtig auf die schwindelerregende Höhe von einem Meter und sechsundsiebzig Zentimeter legte. Vidar half gelegentlich bei den Bauern aus, einfach weil die Arbeit ihm Spaß machte. Schon damals, erinnere ich mich, schien er mit sich im Einklang zu sein, mit seinem Platz in der Welt und seinen Träumen, wie auch immer sie ausgesehen haben mochten.

Sagt Bescheid, wenn ihr etwas braucht oder ich sonst wie helfen kann, pflegte Sven zu sagen, und wenn er mich mit seinen klaren grünen Augen ansah, mir eine große, schwere Hand auf die Schulter legte und *Pass auf dich auf, Junge, und hör auf deine Eltern* sagte, waren es Worte, die sich mir einprägten und die ich sehr ernst nahm, gerade weil sie von ihm kamen. Er

nannte mich Junge, behandelte mich aber fast, als wäre ich erwachsen.

Es war nicht so, dass wir wie Sven sein wollten. Es war die Welt, die in seiner Nähe spürbar wurde, die Illusion, die in den Bereich des Möglichen rückte, über uns, über Marbäck und Tofta, die Menschen und das Leben, die so starke Anziehungskraft auf uns ausübte. Dass die Welt ein verlässlicher und sicherer Ort war, an dem auch unsere kleinen Schritte von Sinn und Bedeutung erfüllt waren, dass wir einen Unterschied bewirkten und darauf vertrauen konnten, nie übergangen zu werden. Dass uns immer jemand sah.

Sven muss schon damals krank gewesen sein. Es fiel nur nicht auf. Oder vermutlich tat es das, wir wollten es wohl eher nicht sehen. Vieles, was sichtbar ist, sieht man nicht, weil es zu schmerzhaft wäre.

3.

Dass ich jetzt, so viele Jahre später, über Sven und Vidar schreibe, hat etwas Unwirkliches. Manchmal haben wir uns in direkter Nähe voneinander bewegt, mitunter sogar Seite an Seite, wie Lebenslinien, die für die Dauer einer Sekunde aufeinandertreffen, im Begriff sind, sich zu verflechten, und im letzten Moment aus irgendeinem Grund doch einen anderen Verlauf nehmen.

Es hätte anders kommen können. Ich habe viel an sie gedacht, an diese beiden Männer und den Zahn der Zeit, an all das, was ringsum geschah, ohne dass man es mitbekam.

An einem Abend im Mai 2019, ein paar Monate nach meiner Rückkehr, hielt ich mich in Halmstad auf. Um genau zu sein, ich hockte in einer Bar. Meine Ehe mit Sara war gescheitert, die Papiere waren unterzeichnet, die Gütertrennung war vollzogen, Kapitel abgeschlossen, das Blatt leer und unbeschrieben. Ich war geschieden und ohne Antrieb, irgendetwas zu tun, am allerwenigsten Schreiben. Ungefähr so.

Ich hatte extra eine abseits gelegene Bar gewählt, unweit des Lilla torg. Die meisten Gäste saßen draußen in der Abendsonne, also entschied ich mich für einen Ecktisch in der Bar, direkt neben der Theke, in der Hoffnung, nicht aufstehen zu müssen,

wenn ich Nachschub orderte. Der Barkeeper schien in diesem Punkt kooperationsbereit zu sein.

Nach Hause zu kommen, war nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Es rührte mich, wie wenig sich in fast dreißig Jahren verändert hatte. Es rührte und, so stellte ich fest, enttäuschte mich. Über die Gründe war ich mir nicht recht im Klaren. Wollte ich eine Veränderung sehen? Obwohl ich zurückgekehrt war, gerade um in der Vergangenheit zu leben?

Genau darin besteht das Dilemma des Rückkehrers. Zurückzukehren ist eigentlich unmöglich, und wer es trotzdem versucht, wird nur verwirrt. Vielleicht findet die wahre Veränderung nicht am Ort der Heimkehr statt, sondern beim Heimkehrer selbst.

Trübsinnig hockte ich da, nippte an meinem Bier, lauschte dem anonymen Geplätscher der Loungemusik und starrte aus dem Fenster. Ab und zu liefen Passanten vorüber. Die Frauen sahen schön aus, die Männer irgendwie verhärtet.

In jenem Frühjahr erfüllten mich alte Gedanken, Gedanken an die Vergangenheit, an Dinge, die vor vielen Jahren geschehen waren und gerade eben, Erinnerungen an meine Kindheit und die Vorbilder, die ich gehabt hatte, meine Träume. An Männer und Frauen, die einander mehr versprochen hatten, als sie zu halten imstande gewesen waren.

Ein großer, erschöpft aussehender Mann kam zur Tür herein, hielt zielstrebig auf den Tresen zu, lehnte sich dagegen, als benötigte er Halt, ließ sich ein Bier geben und sah sich dann mit der Flasche in der Hand in der Bar um.

Als sein Blick auf mir hängenblieb, erkannte ich ihn.

«Vidar?»

Der große Mann machte ein paar Schritte nach vorn und musterte mich aus zusammengekniffenen Augen.

«Wurm? Sag bloß, bist du das?»

Ich stand auf und streckte ihm die Hand entgegen. Vidars Hand war feucht und klamm von der Bierflasche. Seine Hände waren dreckig, und er hatte schwarze Ränder unter den Fingernägeln, als käme er geradewegs vom Kartoffelacker.

«Dich habe ich nicht mehr gesehen, seit wie vielen Jahren? Dreißig? Bist du zu Besuch?»

«Genau genommen wohne ich wieder hier», sagte ich.

«Seit wann?»

«Seit Februar. Was macht das? Drei Monate?»

«Sag bloß. Was hast du hier vor?»

«Gute Frage.» Ich lachte. «Schreiben, nehme ich an. Arbeiten. Leben.»

Vidar öffnete den Mund, als wollte er etwas erwidern. Doch dann fiel ihm vielleicht der eigentliche Grund seines Kommens ein, denn sein Blick schweifte erneut über die vielen freien Stühle.

«Ist schon in Ordnung», sagte ich. «Ich bin auch nicht hier, um Gesellschaft zu haben.» Vidar musterte mein halbleeres Bierglas. Er hob seine Flasche an den Mund, und die Hälfte ihres Inhalts verschwand. Seine tiefe Stimme dröhnte aus der Brust.

«Das erste Bier reden wir. Das zweite trinken wir schweigend.»

Vidar zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor und setzte sich.

Wurm. Diesen Spitznamen hatte ich lange nicht gehört, aber so war ich genannt worden. In meiner Klasse hieß noch ein zweiter Junge wie ich, und ich liebte Bücher. Das tat mein Namensvetter nicht, seine größte Leidenschaft galt dem Hockey. Die Phantasie macht nicht immer große Sprünge, aber das muss sie auch nicht. Ich weiß nicht mehr, wer auf die Idee kam, aber zu Beginn meiner Schulzeit lautete mein voller Spitzname Bücherwurm. Mit der Zeit wurde Wurm daraus. Ich kam recht glimpflich davon, ein Mitschüler erhielt den Rufnamen Bohne verpasst, weil irgendwer meinte, er sähe aus wie Mr. Bean, doch am schlimmsten traf es den armen Kerl, den alle nur Wichsfrosch nannten. Man braucht kein Schriftsteller sein, um sich auszumalen, was ihm diesen Namen eingetragen hat.

Es war merkwürdig, meinen alten Spitznamen wieder zu hören. Es wunderte mich, dass Vidar sich überhaupt daran erinnerte.

Erst jetzt fiel mir auf, dass auch seine Kleidung voller Erd- und Grasflecken war und die dunklen Schatten in seinem Gesicht nicht nur Bartstoppeln waren, sondern ebenfalls Dreck. Er roch stark nach Natur und Schweiß und war dramatisch gealtert.

Für mich, der ihn einmal bewundert hatte, war sein Anblick unerwartet schwer zu ertragen. In meiner Erinnerung sah ich ihn vor mir, wie er über den Fußballplatz stürmte, im Begriff, Breared in einem entscheidenden Match den Siegtreffer zu bescheren, und uns alle dazu brachte, jubelnd die Arme hochzureißen. Ich sah ihn tanzen mit einer sehr schönen jungen Frau, die in uns Halbwüchsigen den Wunsch weckte, Manns genug zu sein, sie berühren zu dürfen, und ich erinnerte mich, wie verblüfft wir als Fünfzehnjährige darüber waren, dass es möglich war, sich so geschmeidig und souverän zu bewegen, und mit welcher spielerischer Leichtigkeit die komplexe Kunst gemeistert werden konnte, die Frau beim Tanzen zu führen, ohne sie zu leiten. Wie in sich ruhend Vidar gewirkt hatte, wenn er durchs Dorf schlenderte. In meiner Erinnerung umgab ihn ein Glanz, den ich hier in der Bar nur schwer erkennen konnte.

«Du kommst von der Arbeit?»

Vidar blickte mich verwirrt an.

«Was?»

Ich deutete mit dem Kopf auf seine Kleidung.

«Ach so. Nein. Ich habe zu Hause im Garten gearbeitet, danach musste ich mal raus und konnte mich nicht aufraffen, vorher unter die Dusche zu springen. Aber erzähl, was führt dich zurück in die Heimat?»

«Ich bin nicht mehr verheiratet, das ist wohl der Hauptgrund.»

«Du warst verheiratet?»

«Siebenundvierzig Monate.» Mein Blick fiel auf Vidars linken Ringfinger. «Du auch, sehe ich. Oder, du bist verheiratet, meine ich.»

«Dreiundzwanzig Jahre im August. Ich weiß nicht mal, wie viele Monate das sind.»

Wir tranken. Vidar rieb mit dem Finger über seinen Ehering, als wollte er einen Fleck entfernen.

«Wo wohnst du jetzt?», fragte er.

«Wo ich früher gewohnt habe.» Ich lächelte. «Am Toftasjön. In dem gelben Haus, du weißt.»

«Wie, im selben Haus? Bist du in dein Elternhaus gezogen?»

Meine Eltern hatten das Haus verkaufen wollen, und ich hatte wohl den Gedanken nicht ertragen, es in fremde Hände übergehen zu sehen. Die großen Entscheidungen trifft man oft aus diesem Grund heraus: weil einem sonst etwas aus den Händen gleitet.

Zu Vidar sagte ich: «Ich habe es quasi übernommen. Meine Eltern wollten es verkaufen. Sie sind in eine Dreizimmerwohnung in Tegelbruket gezogen.»

«In einen dieser Neubauten oben auf Slottsmöllan? In die Hochhaussiedlung?»

Ich nickte.

«Zurzeit mache ich also nichts anderes, als zu fluchen, zu grübeln, Handwerkern hinterherzutelefonieren, Kostenvoranschläge einzuholen und zu vergleichen und Möbel zu kaufen. Das ist nicht unbedingt meine Welt.»

«Kann ich verstehen.»

«Meine Eltern hatten ihre Gründe.»

Das Haus musste neu isoliert werden, Fußböden mussten eingezogen oder ausgebessert werden, das Fundament wies Feuchtigkeitsschäden auf. Das Dach musste erneuert werden, die Badezimmerleitungen waren marode, die meisten Haushaltsgeräte hatten ihre besten Tage schon lange hinter sich, und das über zweitausend Quadratmeter große Grundstück mit sattgrüner, feucht-wuchernder Marbäck-Vegetation war verwildert. Diese Probleme waren nun die meinen und führten dazu, dass ich mich mit Dingen befassen musste, von denen ich nicht recht wusste, wie ich sie angehen sollte.

Bisher hatte ich mein Leben eine Armlänge entfernt von der täglichen körperlichen Arbeit verbracht, welche die Welt am Laufen hält. Ich komme aus einer Handwerker-Familie und bin mit dem Bild von Arbeit als einer Tätigkeit aufgewachsen, die man mit den Händen ausführt, nicht mit dem Kopf. Zuweilen geschah es, dass ich, in stehender oder liegender Position mit irgendeiner Arbeit am Haus beschäftigt, plötzlich Freude und Stolz angesichts dieser physischen Tätigkeit empfand, darüber, die körperliche Anstrengung, den Schweiß auf meinem Rücken zu spüren.

Ich will nicht übertreiben. Diese Momente waren rar.

So rar, dass ich begonnen hatte, meine Entscheidung zu bereuen, und mich einsamer fühlte als in der schlimmsten Phase meiner Scheidung. Das war auch der Grund, warum ich an diesem Abend in der Bar hockte.

«Wie gefällt es ihnen da oben in Slottsmöllan?», fragte Vidar.

«Sie lieben es, erstaunlicherweise. Sie gehen jede Woche in irgendwelche Museen, testen neue Cafés. Mein Vater liest jetzt *Bücher*. Er liest mehr als ich.»

Vidar lachte.

«Das ist doch gut.»

«Du bist nicht mehr bei der Polizei, oder?»

«Seit fünfzehn Jahren nicht mehr. Ich arbeite draußen auf dem Flugplatz.»

«Fühlst du dich wohl da?»

«Vor einiger Zeit haben sie gefragt, ob ich nicht zurückkommen will, aber ich habe abgelehnt.» Vidar lächelte blass. «Also schätze ich, dass ich mich wohlfühle, da, wo ich bin.»

Natürlich tat er das. Wie könnte er, der nie ein anderer gewesen war als er selbst, etwas anderes tun, als sich dort, wo er war, wohlfühlen? Doch er sagte es, als wäre es gar nicht so selbstverständlich. Mit düsterem Blick hob er seine Bierflasche. Sie war fast leer. Widerstrebend nahm ich einen Schluck aus meinem Glas, mit einem Mal wollte ich nicht, dass unsere Unterhaltung endete.

Vidar trank seine Flasche aus, drehte sich zum Barkeeper, bestellte eine zweite. Die Anziehungskraft, die ich als Kind ihm gegenüber empfunden hatte, war noch da. Aber nun sollte Schweigen eintreten. Sollten wir uns stumm gegenüber sitzen und trinken? Einer von uns musste an einen anderen Tisch wechseln. Alles andere sähe zu merkwürdig aus.